

(Nachdruck verboten.)

8] Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Treten Sie nur näher, Sie Wohlthäter der Menschheit,“ sagte der Kranke. „Bitte sehr, Sie sind mein Wohlthäter,“ schnitt er Krefler das Wort ab, der offenbar etwas erwidern wollte. „Wenn Sie nicht gestern meiner Tochter begegnet wären, wer weiß, ob ich dann noch unter den Lebenden wäre! Sie müssen wissen, ich hatte schon eine ganze Weile besinnungslos dagelegen. Nun, es wäre nicht schade um mich gewesen. Aber sehen Sie, die Frauenleute hätten Peter und Mordio geschrien. Und ganz unter uns — ich lebe auch noch gern ein bißchen. Die Leute schimpfen immer so auf das Leben, aber ernstlich davon wollen nur ein paar Sonderlinge!“

Krefler sagte:

„Ich freue mich, Sie so guter Laune zu treffen. Ein Weinbruch ist schlimm, aber es kann einem schlimmeres zustoßen.“

„Das habe ich meiner Alten grad' so gesagt. Die Weiber verlieren immer gleich den Kopf. In meinem Alter kriegen die Leute einen Schlaganfall. Ich breche nur ein lumpiges Wein. Im schlimmsten Falle werde ich humpeln. Man kommt auch humpelnd durch die Welt,“ schloß er lachend.

Krefler fühlte etwas wie Neid. Dieser Mensch in seiner Gelassenheit und seinem Humor imponierte ihm. Dennoch hörte er nur mit halbem Ohre zu. Seine Gedanken zogen ihn zu Grete Anders . . . Wo steckte sie nur? . . .

Ihm selbst befremdete sein Zustand. Was für ein Interesse hatte er an diesem wildfremden Wesen, er, der niemals sich um die Frauen gekümmert hatte?!

Schließlich konnte er die Frage nicht unterdrücken, ob das Fräulein nicht zu Hause wäre?

„Wo denken Sie hin?“ erwiderte Frau Anders. „Sie hat sich ohnehin heute verspätet. Sie ist nicht eher ins Geschäft gegangen, bis der Verband angelegt war.“

„Ah, das Fräulein betätigt sich?“ sagte Krefler.

„Das will ich meinen! Von früh bis abends,“ gab Herr Anders zurück. „Man kann auch im Blumenwinden eine Künstlerin sein,“ setzte er hinzu.

„Aber Papa!“ sagte vorwurfsvoll die alte Frau.

„Papperlapapp! Sie soll ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen. Dabei hat Ihnen das Mädel ein Gehör — phänomenal! Ein Jammer, daß die Stimme nicht größer ist. Aber Sie müssen Sie singen hören — glockenrein, sage ich Ihnen. Wundervoll! Etwas für den Kenner! Das Mädel überhaupt . . .“

„Wie kannst Du nur so reden!“ mischte sich Frau Anders in das Gespräch. „Was soll der Herr von uns denken? Der Mann wird wie närrisch, wenn auf seine Tochter die Rede kommt,“ meinte sie erklärend zu Krefler.

„Der Herr wird sich überzeugen, daß ich kein Wort zu viel gesagt habe. Und Du, Alte, schilt mich nicht! In diesem Punkt und in manchem anderen ist an mir nichts mehr zu ändern. Im übrigen — sie ist in das Mädel genau so verliebt wie ich!“

Draußen ging der Schlüssel, und alle drei horchten auf. Eine Sekunde später trat Grete Anders auf die Schwelle.

Sie blieb verdutzt stehen, und auf ihr Gesicht trat ein Ausdruck maßlosen Erstaunens und eine tiefe Röte.

Krefler wurde verwirrt durch den Blick dieser tiefen, durchdringenden Augen.

„Das hätten Sie nicht erwartet,“ sagte er, „daß ich selber kommen würde, um meine Schuld einzukassieren?“

„Nein,“ erwiderte sie, „das hätte ich nicht erwartet!“

Dann reichte sie ihm freimütig die Hand und wendete sich sofort dem Kranken zu, und als ob kein Fremder im Zimmer wäre, beugte sie sich tief zu ihm hinab.

„Nun sage mir, Väterchen, hast Du noch Schmerzen? Wie geht es Dir? Ich habe es vor Sorge nicht ausgehalten — ich mußte zu Dir!“

Der Musiker nahm ihren Kopf zwischen beide Hände.

„Solange diese Augen hell und klar sind,“ antwortete er, „geht es mir vortrefflich. Ein Weinbruch. Davon so viel Wesens zu machen! Und weißt Du, was der Doktor gesagt hat?“

In zwei Tagen kann ich mich schon im Krankenzuhause niederlassen, und am vierten Tage soll ich im Verbands zu laufen anfangen! So alte Knochen darf man nicht rosten lassen! meinte er. Aber nun bitte,“ unterbrach er sich, „möchtest Du Dich nicht ein wenig mit unserem Gaste beschäftigen?“

„Der Herr Baumeister wird einsehen, daß Du mir vorgehst,“ entgegnete sie in einem Ton, der halb drohlig, halb ernst klang. Und entschuldigend fügte sie hinzu: „Sie müssen wissen, daß wir fast nie in die Lage kommen, Besuche zu empfangen. Nur ein paar gute Bekannte lassen sich sehen, vor denen wir uns nicht zu genieren brauchen.“

Krefler sagte: „Ich wünschte, Sie täten es auch vor mir nicht.“

Da warf sie den Kopf ein wenig zurück und blickte ihn mit so stolzer Zurückhaltung an, daß ein großes Gefühl der Beschämung sich seiner bemächtigte.

Es trat eine peinliche Stille ein, die dadurch bald wich, daß Frau Anders mit einer halbvollen Flasche Wein und mehreren Gläsern ins Zimmer trat.

„Bitte sehr, Herr Baumeister,“ sagte sie und reichte ihm das eine Glas, während das andere der Patient erhielt.

„Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Anders!“

„Und ich auf das meiner Tochter und meiner Frau!“

Sie stießen an, während Grete Anders sich abwendete. In ihre weiße, klare Stirn hatten sich Falten gegraben, und die Augenbrauen hatte sie zusammengezogen.

„Ich darf mich leider Gottes nicht länger aufhalten,“ sagte Krefler, der das Peinliche der Situation empfand und wohl herausgemerkt hatte, daß sein Besuch gegen das Gefühl dieses Mädchens war.

„Machen Sie doch nicht so ein böses Gesicht!“ sagte er, als er ihr zum Abschied die Hand gab.

Sie gab keine Antwort und begleitete ihn zur Tür, während der Musiker und seine Frau ihn freundlich aufforderten, seinen Besuch zu wiederholen.

Draußen im Entree nahm er ihre Hand, die sie ihm mit den Worten entzog:

„Lassen Sie das! — Und hier ist auch das ausgelegte Geld zurück,“ fügte sie kurz hinzu.

„Wenn Sie mich mit so bösen Augen ansehen, muß ich es meinen armen Kutsher entgelten lassen,“ sagte er hastig.

„Sie haben es nicht besser verdient,“ entgegnete sie unmutig. „Verzeihen Sie, aber Ihr Besuch wirkt auf mich wie ein Ueberfall.“

Er biß sich auf die Lippe. Dieser Ton verdroß ihn. Als er aber sah, daß der Zorn ihrem Gesicht neue Reize verliehen hatte, stieg ein heißes Gefühl in ihm auf.

„Ich hatte den Wunsch, Sie wiederzusehen,“ sagte er. „Ist das wirklich ein so großes Vergehen?“

Um ihren Mund zuckte es.

„Sie haben mich verstanden. Ich möchte darüber kein Wort mehr verlieren.“

„Und darf ich nicht wiederkommen?“

„Nein!“ antwortete sie kurz und kalt.

Er verbeugte sich mit der Haltung eines Offiziers steif und förmlich und verließ sie.

Sie blieb nachdenklich eine kleine Weile stehen, dann strich sie sich das Haar aus der Stirn zurück und trat wieder in das Krankenzimmer. Sie setzte sich auf den Bettrand und starrte still vor sich hin, während der Musiker beständig ihre Rechte streichelte.

„Aber Kind, was ist Dir denn in die Krone gefahren?“ fragte der Alte. „Wer uns beide sieht, muß Dich für den Patienten halten!“

Sie lachte leicht auf.

„Du hast recht, Vater,“ sagte sie. „Aber soll man denn nicht verstimmt sein, wenn jemand, der einem einen kleinen Dienst geleistet, sofort die Danksagung verlangt?“

„Mädel, sei doch nicht so mißtrauisch, es kann sich doch auch anders verhalten. Der Mann hört, daß ein großer Unfall mir zugestoßen ist, denkt vielleicht, daß wir uns in einer Notlage befinden, und kommt in menschenfreundlichen Gedanken hier herauf.“

„Vater, Du bist ein großes Kind,“ entgegnete sie leise.

„Ja, ein großes Kind bist Du, und aus Deinem lieben Herzen, das keine krummen Wege kennt, beurteilst Du die anderen.“

Wenn Du wüßtest, was einem alles auf der Straße nachläuft und was für Mühe man hat, sich ausdringlicher Menschen zu erwehren, Du würdest mein Mißtrauen für begründet halten.“

„Kind, das nimmst Du ja viel zu tragisch. Ist ja auch nicht das schlimmste, wenn einer einem hübschen Kinde nachläuft und ihm ein paar Schmeicheleien sagt. Vielleicht habe ich das als junger Bursche auch getan.“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und sagte:

„Du nicht! Du hast Dich bestimmt niemandem aufgedrängt — dafür lege ich meine beiden Hände ins Feuer!“

„Sei Du mit Deinen Händen vorsichtig,“ scherzte er. „Wie willst Du ohne Hände Blumen winden?“

„Sage, Mutter,“ rief sie Frau Anders zu, die eben aus der Küche kam, „ist der Vater jemals gegen junge Mädchen aufdringlich gewesen?“

Frau Anders lachte laut auf.

„Er will sich wohl gar mit seinen grauen Haaren auf den Schwerenöter aufspielen? Schüchtern ist er gewesen wie ein kleines Mädchen, und hätte ich ihm nicht einen Heiratsantrag gemacht, wir wären nie zusammengekommen. Was brauchst Du zu fragen? Hat er sich denn um ein Jota in der langen Zeit geändert? Das Schlimmste ist nur, daß jedermann sich seine Gutmütigkeit zunutze macht und er von aller Welt sich ausbeuten läßt. In welcher Stelle müßte er stehen, wenn es gerecht in der Welt zuginge!“

„Nun aber aufgehört!“ kommandierte Herr Anders. „Zhr wollt mich wohl schamrot machen? Ich sage Euch, ich bin's zufrieden, daß ich mit meinem kleinen, unbeträchtlichen Talent meine paar Groschen verdiene. Solche Exemplare wie mich gibt es in Hülle und Fülle!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Bergarbeiterpoeten im Ruhrrevier.

Just in diesen Tagen, wo der Klassenkampf im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier wiederum einem erbitterten Ausbruch entgegengeführt, erscheint ein neuer Band Gedichte des ergrauten Bergarbeiters Heinrich Kämpchen. Fast sechzig Jahre zählt dieser treffliche Mann, und im Jahre des großen Maiausstandes — 1889 — trat er zuerst mit einem Gedichte an die Öffentlichkeit. Der zwiefache Sinn dieser Tatsache bezeichnet des Dichters Wesen scharf und klar. Er ist eine zurückhaltende, schweigende Natur und er ist ein Kämpfer, der leidenschaftlich und im rechten Augenblicke loszuschlagen weiß. Seit 1889 stand er als reger Schaffer, Mahner und Anseherer im Kampfe der Organisation seiner Schachtkameraden. Zwei Jahre nach dem großen Streik, der die neue Ära der deutschen Bergarbeiterbewegung stürmisch und blutgetauft einleitete, wurde er gemahregelkt. Nicht weil er etwa, wie viele seiner Leidensgenossen, in Versammlungsreden dem Grubentapital die Wahrheit ins Gesicht geschleudert hätte. Aber für sein Wort gleichwohl: für das geschriebene und gedruckte Wort seiner Gedichte! Allwöchentlich ist jahrelang an der Spitze der „Bergarbeiter-Zeitung“ ein Gedicht erschienen, mit einem schlichten H. K. unterzeichnet. In diesen Gedichten steuerte der Vertrauensmann der Bergarbeiter von Jede Hafenwinkel seine Münze guten Kurzes zum Klassenkampfe seiner Kameraden in den Gruben, und seine Verse, von Hunderttausenden gelesen, wurden schnell geradezu unentbehrlich. Sie sprachen die Sprache, die von denen verstanden wurde, die sie suchte. Schon diese Tatsache ließ die umfangreiche Sammlung Gedichte, die Kämpchen 1898 unter dem Titel „Aus Schacht und Hütte“ — 280 Seiten Umfang — herausgab, begrüßen. Und so begrüßen wir wiederum die neue Folge, die jetzt zum Preise von 1 M. in 160 Seiten Umfang mit der Aufschrift „Neue Lieder“ bei G. Hausmann u. Ko. in Bochum erscheint. Mitten in ein großes starkes Aufwallen der Grubenproletarierbewegung hinein! Das ist ein Zufall. Aber das grünühüllte Versbuch verdient diesen Zufall. Es ist Fleisch vom Fleische jener Bewegung, die jetzt aller Augen auf sich zieht, und so auch die Augen auf ihren Dichter ziehen mag.

Zwei Merkmale geben den sozialen Gedichten Kämpchens das Gepräge. Sie sind Milieusprache von ganzer Echtheit und lassen die Phase des Klassenkampfes verspüren, aus der sie geboren sind und der sie bewußt dienen. Es gibt keine Berufsschicht des Proletariats, die über eine solche Fülle dichterischer Versinnlichung ihrer Leiden unter der Fuchtel des mehrwertpraffenden Kapitals verfügte, wie diese Arbeiterschaft, die in den Tiefen der Erde die Keilhau schwingt. Wenn anderswo das Besondere der Arbeitsweise kaum Beachtung findet, und sich meist in sinnbildlich-allgemeinen Ausdruck verliert, so ist hier das Besondere ganz und gar festgehalten. Es sättigt — das ist keine Uebertreibung — Kämpchens Gedichte. Des Westfalen

Eigenart, knapp, schwer und geradezu im sprachlichen Ausdruck zu sein, lebt in der Unmittelbarkeit, mit der diese Besondere gegeben ist. Es ist in keiner Weise ein äußerlich Angestrebtes oder gekünstelt Hineingetragenes. Aus einer lebendigen und natürlichen Vertrautheit mit den Vorgängen der Bergarbeit, mit ihrem Gerät, ihren Gefahren und Stimmungen schöpft Kämpchen, und da er die Dinge ohne Umschweife nennt, und keinerlei romantische Verbrämung in seiner Weise liegt, so kommt in seine Gedichte diese starke Arbeitsmilieufärbung, die für sie so charakteristisch ist. Einen großen Teil seiner Bergmannslieder entwarf der Poet im Schoß der Erde, inmitten von Schlagwetterdunst und Kohlenstaub, — so schreiben Kämpchens Freunde in den Begleitworten, die sie dem neuen Bande der Gedichte beifügen. Dem Inhalte dieses neuen Bandes dürfte ihre Mittheilung freilich kaum gelten, denn seit seiner Maßregelung im Jahre 1891 fuhr Kämpchen nicht wieder ein, — er lebt als Berginvalid von einer kärglichen Knappschaffspension. Vom Lose dieser in Kapitalkron Ausgemergelten weiß er in Versen voll Bitterkeit des Hohns und des Galgenhumors Anschauliches — also unmittelbar am eigenen Leibe Empfundenes — zu sagen. Wenn aber seine Lieder vom Bergmann, der an der harten, gefährlichen Arbeit ist, nicht so unmittelbaren Ursprungs wie die früher veröffentlichten sind, so stehen sie diesen an Schärfe der Zeichnung dennoch keineswegs nach. Ich hebe die Gedichte von den „Bergmannsmalen“, den blauen Rissen und Schrunden, die das Kohlenstein dem Hauenden beibringt, dann das Gedicht von der „Jagd nach dem Söll“ und vom „Pfeilerbruch“ mit dem Blick in das Getriebe der schwarzen Untertwelt besonders hervor:

Gutrig, hurtig, laßt die Wagen rollen,
Daß wir fördern, was für fördern sollen,
Nicht zum Troddeln hab' ich Euch gebunden,
Treibt die Röhren an, ihr Pferdejugen!“
So der Steiger — und die Pferdetreiber
Krügeln lustig auf die Pferdeleiber,
Daß die Wagen schnell und schneller rollen
Nach dem Förderhachte, wie sie sollen.
Spricht der Steiger zu dem Stroffenbolze,
Der da träge hockt auf dem Holze:
„Runter, munter, rühre Deine Knochen,
In dem ganzen Flöze wird gebrochen.
Kannst den Leuten schon die Votschaft bringen,
Daß sie fleißiger die Keilhau schwingen —
Geh vor Ort und Pfeiler — sag es allen:
Kohlen, Kohlen müssen mehr noch fallen!“
Und so rennt er weiter durch die Strecken
Auf der Jagd, die Arbeitswut zu weden . . .

Wie zeichnen diese Verse nicht nur das äußere Bild des Arbeitsgetriebes, sondern zugleich das innere Tempo kapitalistischer Arbeitshag! Sie sind von knapper Gegenständlichkeit der Schilderung und zugleich von äußerst starker Plastik der Bewegung. Nicht alle Gedichte sind von solcher Höhe, wie diese Verse, aber es ist schon bedeutsam, daß Kämpchen solcher Höhe dichterischen Verstandlichen fähig ist.

Das erste Gedichtbuch Kämpchens hat auch bürgerliche Kritiker gefunden. Sie warfen es mit unwilligen Bemerkungen über die Poesie der gereimten sozialdemokratischen Leitartikel in die Erde und wiesen solche vergiftete angebliche Volksdichtung mit Abscheu weit von sich. Und doch gab Kämpchen ein wichtiges Stück Volksdichtung der Gegenwart. Er gab und gibt die Volksdichtung, die heute im Proletariat möglich ist. Es ist nun einmal so: die rote politische Agitation macht mit ihrem Entfesseln in Dumpsheit hingefunkener Kräfte ein Stück Volksseele — und zwar ein wichtiges — frei, und wie es beschaffen ist, wenn es den dumpfen Schlummer abwarf und zur Erkenntnis der grausamen, die seelische Entfaltung hemmenden und verderbenden Wirklichkeit gelangte, das eben gibt den Kämpchenschen sozialen Gedichten ihre Eigenart. Es bestimmt ihr geschichtliches Niveau. Und es ist nicht nur persönliche Physiognomie, daß dieser Mann, der dreißig Jahre seines Lebens dem Grubentapital fronte, der nie etwas anderes als Bergarbeiter war, einmal eine ausgesprochene dichterische Vorliebe für die Burgjagen der alten Ritterzeit und dann nicht eine Spur von Hinneigung zum Radikalismus des religiösen Freidenkertums offenbart, das in Rheinlands-Westfalen starke Herde besaß und für ein großes Kontingent der älteren Generation der Sozialdemokratie dieses Gebietes Durchgangstation bildete. Auf die Ritterjagen wiesen die Burggreife seiner Heimat Kämpchen hin, und nun gibt sein neues Buch das Gefühl, als sei ganz unvermittelt neben die Luft, sich im Sagenhaften der Vorzeit umzutun, das grelle Erwachen zur Erkenntnis der sozialen Wirklichkeit der Gegenwart getreten. Ungestrüm hat ihn der Kerngedanke der proletarischen Massenbewegung gepackt: die Solidarität. Immer wieder ruft und mahnt sein Vers, ihr zu geborchen. Ueber allem Groll, aller Wut, allem Spott und Hohn steigt ihr Banner, begeistert gemiesen, empor. Die flatternde Sturmfahne hissend und haltend, lenkt er die Blicke auf alle Ereignisse der Bergarbeiterbewegung, auf alle Tagungen, alle nationalen und internationalen Kongresse, alles Schwanken, alle Niederlagen, allen Kleinmut und alle Beschränktheit der Einzelnen, und auf jedes Zeichen eines Fortschrittes zum Besseren. Er hat diese Deutlichkeit des Wortes und des Gedankens, die solches Amt fordert. Er hat auch die tendenziöse Schärfe glücklich geformter Grob- und Spottworte, die übrigens im westfälischen Proletariat auffällig ursprünglich wachsen —

Nun Knappen, legt die Bude rein
Und säubert peinlich Bank und Stih,
Hinaus mit jedem Hudebein!
Hinaus mit jedem Radehrihl

Dieser Spott hat Energie, — er bringt ein und wird verstanden. Und solche Verse haften schnell im Gedächtnis. Kämpchen hat Sätze in Strophiform gebracht, die sich auf einen Schlag einprägen. Dazu bisweilen dies geschickte Ausnutzen von Rhythmen-gang und Strophiformen, die der Arbeiterschaft bekannt und auf ihre Wirkungskraft längst erprobt sind, wie Herweghs Bet und Arbeit und Luthers Ein feste Burg. Die zurückliegenden fünfzehn Jahre bedeuten für die Bergarbeiterschaft ein fortwährendes Aufrütteln und Aufgerütteltwerden zur Einigkeit, zur Organisation. Der übermächtige Kapitalgegner, der alle Versuche des Grubenproletariats, sich seiner Kaschawirtschaft zu erwehren, brutal niedertrat, gab in diesem Gebiet zusammengedrängter Hunderttausende von Proletariern derselben Arbeit und derselben Leiden dem Solidaritätsgedanken eine Wucht des Ausdrucks und in erregten Zeiten eine Resonanz, die mächtig berührte und etwas Einziges hatte. In Kämpchens Gedichten ist dieses Wesen festgehalten. In den Neuen Liedern drängen sich die Wiederholungen dieses einen Gedankens: man nehme es als ein Abbild des unermüdblichen Werbeeifers, den die 1889 Erweckten entfalteteten, und wer sich in den Geist dieser Unermüdblichkeit hineinversetzen kann, der wird es auch empfinden, daß Kämpchen geradezu Hohenlieder des Solidaritätsgedankens geschrieben hat.

Ueber die Bedeutung dieser Gedichte entscheidet nicht der rein künstlerische Wert. Die Zweckdienlichkeit entscheidet. Hätte der künstlerische Maßstab die Auswahl für die Buchveröffentlichung bestimmt, so würde der Umfang der beiden Gedichtbücher wesentlich zusammengeschmolzen sein. Aber — und das ist nun wiederum stark zu betonen — eine solche Sichtung ergäbe ein Buch, das nicht nur von einer kraftvollen, gesunden, proletarischen Persönlichkeit, sondern auch davon zeugen würde, daß diese Persönlichkeit ein ungewöhnlich sicheres künstlerisches Empfinden für den Reichtum und auch für die Schönheit der Wirklichkeit besitzt. Die zweite Hälfte des neuen Gedichtbandes bietet solche Zeugnisse in einer ganzen Reihe von Blättern. Ein Gedicht wie „Todesahnung“ — im Anschauen eines Waldes, der dem Faller verfallen ist, empfunden — reicht völlig hin, diesem Bergarbeiter-Poeten hohe künstlerische Achtung zu sichern. Und nur dies eine sei genannt. Man muß es dringend wünschen, daß aus Kämpchens beiden Gedichtbüchern eine Auslese des Besten recht bald in einem besonderen Bande geboten werden möchte. Dann wird, wer das erst noch lernen muß, den Glauben begreifen lernen, der diesen Mann inmitten furchtbarsten sozialen Elends prophetisch verkünden läßt:

Den Mann der Arbeit seh im Zukunftschloß
Ich stark und groß.
Nicht mehr ein Mensch, der bloß, wie jetzt zur Frist,
Maschine ist, —
Stumpf vegetiert, von Frohsinn keine Spur,
Ein Schemen nur, —
Rein, schönheitsdurstig und von Kraft erfüllt
Schau ich sein Bild.

Die Trommel rühren, zum Kampfe rüsten, von grauer Not und schlimmsten Tod umgeben, aber in heißer Seele von Siegesglauben und Schönheitsdurst erfüllt — so steht Heinrich Kämpchen, der Rheinchronist, dichtende Wortführer, Anführer und Kampfer der Bergarbeiterschaft, inmitten seiner Arbeitsbrüder: ein Ausdruck der Kulturkraft, die im deutschen Proletariat steckt und nach Betätigung brängt. Das soll man sich merken besonders in diesen Tagen, die des ergrauten Dichters zornige Verkündigung in die Erinnerung rufen:

Wie lange noch, — und wieder bricht
Der Streit mit voller Wucht herein!
Wie lange noch — dann wird die Schicht,
Die längste, schnell zu Ende sein.

Und wenn die Zornesaat gereift,
Und wenn der Bergmann nicht mehr will,
Ob ihr dann trommelt oder pfeift —
Steh'n wieder alle Räder still.

Drum straft und nullt nur frisch drauf los
Und drückt den Bergmann immer mehr,
Es wächst und reißt im Zeitenschloß
Wie neunundachtzig — wüchtig schwer.
Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

kl. Wie man sich früher die Zeit vertrieb. Die Brettspiele hatten in früheren Zeiten eine Verbreitung und Beliebtheit, die viel größer war als heute. Schach, Dame, Puff fesselten die Menschen des Mittelalters stunden- und tagelang, und es wurde auf diese Spiele eine große Menge von Geschicklichkeit und Verstandeskraft verwendet. Ja, es war eine feine Kunst der Strategie und rechnerischen Ordnung ausgebildet, die die Figuren des Schach und die

Steine des Damenspiels leitete. Das Schachspiel ist von der Phantasie des mittelalterlichen Menschen früh zum Symbol des Menschenlebens ausgedeutet worden, so in dem Schachzabelbuch des Konrad von Ammenhausen, und schon auf den allerältesten Kupferstichen faßt der Tod als schrecklicher Spieler den König wie den Bauer und schiebt ihn herunter von dem Schachbrett des Lebens in die öde Grube. Das Schachspiel galt lange Zeit für eine Probe, aus der die klugen Eltern den jungen Mann, der die Hand ihrer Tochter begehrte, in seinem wahren Charakter erkannten. Olaius Magnus, der Autor der „Geschichte der nördlichen Völker“, erzählt uns, daß die Seigneure von Gotland und Schweden, wenn sie ihre Töchter verheirateten, den Freier in allerlei Brettspielen verführten, denn „in solchem Spiel enthüllen sich die Fähigkeiten des Geistes, wie auch Grimm, Langweiligkeit, Liebe, Geiz, Eitelkeit, Narrheit, Niederlichkeit und andere Leidenenschaften sich im Laufe des Spieles offenbaren. Wenn der Bewerber so schlecht ergogen ist, daß er sich freut beim Gewinnen oder über den Verlierenden spottet oder sonst sich unbescheiden aufführt, so wirft das ein schlechtes Licht auf ihn.“ In den Heldenliedern und den alten Volksagen, z. B. in den „Vier Haimonskindern“, entsteht sehr häufig Streit und Krieg beim Schachspiel, und oft fliegen auch einmal die Steine dem Gegner an den Kopf, der dann gewöhnlich davon getötet wird; denn die Schachfiguren des Mittelalters waren sehr schwer und massiv. Das bewahrt ein in der „Bibliothèque Nationale“ bewahrter Gegenstand, der den Namen „Schachturn Karls des Großen“ führt und ein mehrere Pfund schweres Kupferstück darstellt, das mit der nötigen Wucht geschleudert große Löcher in den Köpfen verursachen mußte.

Die Brettspiele waren in ihrer stillen, Geduld erfordern den Art mehr für ältere, gezeigtere Leute bestimmt; für das junge Volk waren im Mittelalter die Vorführungen und Künste der Fahrenden der liebste Zeitvertreib. Taschenspieler, Gaukler und Akrobaten erweckten hellen Jubel und brachten eine heute unbekannte Erregung und Begeisterung unter die Menge. Jongleure in burlesken Aufzügen führten kleine mimische Szenen auf; Zauberer ließen ihre Wunder sehen. Ein Holzschnitt des 17. Jahrhunderts führt einen solchen Prestigiator vor, der ähnliche Kunststücke wie die heutigen „Professoren der Magie“ ausführte.

Eine andere sehr beliebte Schaustellung waren die der Seiltänzer, die ebenfalls ganz anders die Nerven der Menschen auszuwickeln vermochten wie bei uns, die wir gegen solche Geschicklichkeiten nachgerade abgestumpft sind und schon zum mindesten einen Seiltanz über den Niagara erwarten. Der Seiltanz ist eine uralte Kunst; die Griechen übten ihn in ihren Gymnasien und erlangten eine hohe Geschicklichkeit darin. Die Römer hatten berühmte „Künstler im Reiche der Luft“, Terenz weist in seinen Komödien oft auf diese schwierige Kunst hin. Im Mittelalter wurde dann die Kunst des Seiltanzens zur höchsten Vollendung ausgebildet. Der Spiele und Unterhaltungen, an denen sich das Mittelalter ergötzte, gibt es eine ungeheure Anzahl. Die Jugend und die phantasiereiche Kraft des Volkes brachten stets neue hervor. Fischart zählt in seinem „Gargantua“ 600 solcher Spiele auf, darunter auch das heute noch beliebte „Der Bauer schießt den Fodel aus“. Das Kartenpiel und das Ballspiel, das im „Tennis“ heute wieder auslebt, sind die gezeigtesten Verfüger langer Stunden; sie haben sich noch am ehesten von dem Reichtum an Spielen im Mittelalter in unsere weniger spielfrohe Gegenwart gerettet, in der jedes Spiel so leicht zur Wissenschaft und zur Kunst wird. —

t. Erdbeben in Japan. Der frühere japanische Kultusminister Deiroku Kituchi hat eine Schrift über neue Erdbebenforschungen in Japan veröffentlicht, worin er in gründlicher Weise die Entwicklung der Seismologie in jenem erdbebenreichsten Land der Erde schildert. Entsprechend der Häufigkeit der Erdschütterungen ist die Erdbebenkunde in Japan so hoch entwickelt worden, wie nirgends sonst; in Tokio besteht ein besonderer wissenschaftlicher Ausschuss für Erdbebenuntersuchungen, der ständig in Tätigkeit ist und schon eine Fülle wichtiger Arbeitsergebnisse veröffentlicht hat. Das erste Erdbeben in Japan, von dem bestimmte Ueberlieferungen erhalten sind, fand im Jahre 416 unserer Zeitrechnung statt. Nach einer geschichtlichen Uebersicht geht der Autor über zu einer Beschreibung des Systems, nach dem die Erdbebenforschungen in Japan vorgenommen werden. Dann wird die Verteilung der Erdbeben nach Raum und Zeit und ihrer Beziehung zu den Witterungsverhältnissen und anderen Naturerscheinungen erörtert. Erdbeben, die ihren Ursprung vom Meeresgrund aus nehmen, sind besonders häufig im Sommer, wenn das Niveau des Stillen Ozeans an den Küsten Japans höher steht als im Winter. Die im Winter häufigeren Erdbeben, deren Ausgangspunkt auf dem Lande liegt, fallen mit der Zeit hohen Luftdrucks zusammen. Von 47 zerstörenden Erdbeben die aus dem Pazifischen Ozean kamen, waren 23 von großen Meeresfluten begleitet, die auf erhebliche und plötzliche Veränderungen des Meereshodens hinweisen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Aufklärung der Beziehung zwischen Erdbeben und verschiedenen anderen Naturerscheinungen, die einen Einfluß auf die Erdkruste haben oder von dieser beeinflusst werden. Gegenwärtig werden dauernd magnetische Beobachtungen an fünf Stationen in Japan vorgenommen, aus denen sich u. a. ergeben hat, daß bei starken Erdbeben auch gelegentlich magnetische Störungen eintreten. Die allerwichtigste Folge, die sich aus diesen Forschungen möglicherweise ergeben könnte, wäre die Erkennung von Gesetzen, die eine Voraussage von Erdbeben durch Beobachtungen der Magnetnadel vermitteln würde. Die umfangreiche Abhandlung schließt mit einer Uebersicht über die Untersuchungen, die zum Zweck der

Verminderung der zerstörenden Erdbewegungen veranlaßt worden sind. In praktischer Beziehung ist dies zweifellos der wichtigste Zweig der ganzen seismologischen Forschung. Schon ist auf diesem Wege viel geschehen, und nach jeder neuen schweren Katastrophe sieht man jetzt in Japan ganz eigentümliche Bauweisen zwischen den Ruinen der älteren Häuser entstehen. Die europäische massive Bauart ist für Japan mit Rücksicht auf die Erdbebengefahr durchaus unzumutbar. Die aus Ziegeln oder Steinen errichteten Gebäude leiden nicht nur viel mehr unter den Erdstößen, sondern sie bedingen selbstverständlich auch eine viel größere Gefahr für ihre Bewohner. Es liegen genug photographische Aufnahmen von den Wirkungen der japanischen Erdbeben in letzter Zeit vor, um diese Tatsache in ihrer vollen entsetzlichen Tragweite zu zeigen. Fabrikanlagen in europäischer Bauart stürzen bis auf die Grundmauern bei einem starken Erdbeben zusammen, und namentlich hohe gemauerte Fabrikrohrsteine werden gewöhnlich mitten durchgebrochen. Holzhäuser sind in jedem Fall weit besser geeignet, außerdem aber ist man mit der Zeit dahin gelangt, für die Bauart von Holzhäusern noch besondere Regeln aufzustellen, deren Beachtung den Gebäuden die größtmögliche Widerstandsfähigkeit gegen die Wirkung von Erderschütterungen erteilt. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis in Japan die Befolgung dieser Regeln für den Bau von neuen Häusern in den von Erdbeben chronisch bedrohten Gegenden vom Staate zwangsweise angeordnet werden wird. Jetzt schon kann man zahlreiche solche „Erdbebenhäuser“ in Japan sehen.

Geographisches.

ht. Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol, lautete das Thema, das am Montag ein zahlreiches Publikum nach der Urania in der Taubenstraße gelockt hatte. Der Andrang des Publikums, das die Räume bis auf den letzten Platz füllte, galt allerdings wohl in erster Reihe dem Vortragenden, Professor Nordenfjöld, dem Leiter der schwedischen Südpolar-Expedition, die einen Winter freiwillig und einen zweiten unfreiwillig, nach Verlust ihres Schiffes, im Eise des Südpols zugebracht hat.

Wirft man einen Blick auf eine Karte der Südpolar-gegenden, so findet man ein ungeheures unbekanntes Gebiet, das sich fast überall bis zum Polarkreis ausdehnt. Von drei Seiten her sollte zu Beginn des Jahres 1902 die Erforschung der unbekannteten Gegenden nach gemeinsamem Plane erfolgen: vom Indischen Ozean aus durch die deutsche Expedition, vom Stillen Ozean aus durch die englische und südlich von Amerika vom Atlantischen Ozean aus durch die schwedische Expedition.

Einer der wichtigsten Punkte des Programms für jede Expedition war die Anstellung von magnetischen und meteorologischen Dauerbeobachtungen auf einer festen Station. Denn nur dadurch läßt sich der magnetische Zustand der Erde mit einiger Sicherheit bestimmen — eine der wichtigsten Aufgaben der Südpolarforschung, und ebenso kann man nur durch Dauerbeobachtungen auf festen Stationen zu einigermaßen verlässlichen Resultaten über das antarktische Klima und seinen Einfluß auf das Klima bewohnter Gegenden und viel befahrener Meere gelangen. Daß auch die geologischen, zoologischen und botanischen Beobachtungen auf festen Stationen im allgemeinen erfolgreicher sein können, als bei flüchtigem Durchstreifen einer Gegend, liegt auf der Hand.

Eine Polarexpedition kann daher von weittragendster wissenschaftlicher Bedeutung sein, sie kann sehr wichtige wissenschaftliche Resultate zeitigen, ohne daß eine Schilderung ihres Verlaufes ein allgemeines Interesse erweckt, ja man kann sogar sagen, je sorgfältiger sie vorbereitet ist und je besser es ihr gelingt, ihr Programm durchzuführen, um so weniger auffallende Beachtung wird sie finden, weil das Spannende und Fesselnde ausnahmsweise, mit beständiger Todesgefahr verbundener Erlebnisse dann fortfällt.

Die schwedische Expedition war insofern vom Glück begünstigt, daß sie ihr Programm in weitgehendem Maße durchführen konnte. Gegen Ende des Jahres 1901 war sie von Europa aufgebrochen, hatte sich in Argentinien verabschiedet und besand sich im Januar 1902, der warmen Jahreszeit auf der südlichen Halbkugel, auf dem Wege zu dem südlichen Eismeer.

Die „Antarktis“ brachte die Expedition durch einen eisfreien Sund, den Antarktis-Sund, zwischen der Joinville-Insel und dem Ludwig-Philipp-Land an die Südküste des letzteren Landes, das in seiner weiteren Ausdehnung nach Süden als Palmer-Land und König Oscar-Land vielleicht eine Insel von noch unbekannter Ausdehnung ist, vielleicht auch ein Teil eines antarktischen Kontinents, der möglicherweise mit Victoria-Land zusammenhängt. Auf einer vorgelagerten Insel unter 64 $\frac{1}{2}$ Grad südlicher Breite, die den Namen Snow-Hill (Schneehügel-Insel) erhielt, wurde die Landung bewerkstelligt und eine Station errichtet, in der Dr. Nordenfjöld mit zwei Begleitern zurückblieb, während das Schiff seinen Kurs wieder nach Norden lenkte. Der Rest des Sommers und der Winter vergingen mit wissenschaftlichen Arbeiten, wobei auch Schlittensfahrten mit Hilfe der mitgenommenen Hunde zur Erforschung der weiteren Umgebung unternommen wurden.

Mit dem Frühling kam die Hoffnung auf Erlösung aus dem einsamen Leben durch das Schiff. Doch der Frühling und der Sommer vergingen, ohne daß ein Anzeichen des Eisfanges sich sehen ließ. Die „Antarktis“ hatte zwar den Antarktis-Sund wieder

passiert, wobei sie auf Ludwig-Philipp-Land noch eine zweite, allerdings nur als Sommerstation gedachte Station mit drei Personen unter Dr. Andersson zurückgelassen hatte, hatte dann aber im Eismeer Schiffbruch gelitten, aus dem der Kapitän Larsen die Mannschaft mit vielen Geräten auf die Paulet-Insel gerettet hatte.

So kam es, daß Nordenfjöld auch den Winter 1903 noch auf der Station auf Snow-Hill zubringen mußte; ebenso richteten sich Andersson und Larsen notgedrungen für die Ueberwinterung ein. Mit dem ersten traf Nordenfjöld im Frühling während einer Schlittentour zusammen, so daß der Weg zur Station, den Andersson eingeschlagen hatte, nunmehr gemeinsam zurückgelegt wurde.

Auch Larsen brach im Frühjahr zur Station auf Snow-Hill auf, wo er gerade am Abend desselben Tages eintraf, an welchem ein argentinisches Schiff, die „Uruguay“, zur Abholung der Expedition angelangt war. Da die „Antarktis“ ausgeblieben war, hatte die argentinische Regierung, befohlen um das Schicksal der Expedition, dieses Schiff zur Nachforschung und Abholung ausgesandt. Auf ihm wurde die Rückreise ohne Unfall zurückgelegt.

Auf die wissenschaftlichen Resultate der Expedition kann im einzelnen natürlich nicht eingegangen werden. Sie bestehen einmal in der Erweiterung der geographischen Kenntnisse jenes unbekannteten Gebietes, dann aber sind von besonderem Interesse Versteinerungen, die Nordenfjöld gefunden hat, und die einen ersten Einblick in die antarktische Tier- und Pflanzenwelt vergangener Erdperioden ermöglichen. Doch sind die antarktischen Probleme dadurch erst angeregt, keineswegs bereits gelöst. —

Humoristisches.

— Nach seinem Geschmack. Er: „Aber, Elsa, lauter Obst hast Du auf Deinem neuen Hut? . . . Das ist gar nicht mein Geschmack!“

Sie (spiz): „Aber um Gottes willen, ich konnte doch nicht, um mich nach Deinem Geschmack zu richten — eine Gans mit Kastanien hinaufbinden!“ —

— Vorsichtig. „Bist Du eigentlich über die Liebe Deiner Angebetenen zu Dir im Klaren?“

„Noch nicht ganz; ich spanne immer noch, wenn ich ihr ein Ständchen bringe, den Schirm auf.“ —

— Aus der Rolle gefallen. Bureauchef: „Schreiben Sie: Durch hohen Erlaß vom — vom — Na, wo hab' ich nur den dummen Biß?“ —

(„Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Einer Fachzeitschrift für Bühnenmitglieder, durch die das gesamte Bühnenwesen, Schauspiel, Oper, Regie, Technik, Kostümwesen etc. praktisch gefördert werden sollen, wird von zwei Seiten aus das Wort geredet. Der Wiener Regisseur Karl Ludwig Schröder ist bereits mit dem Prospekt einer neuen Monatschrift „Dramaturgische Blätter“ hervorgetreten. —

— Der englische Maler Eduard Gordon Craig, den das Lessing-Theater als künstlerischen Beirat verpflichtet hatte, ist aus dieser Stellung schon wieder geschieden. Er wollte auch in die Regie hineinreden, und das wurde ihm nicht zugestanden. Craig will in Berlin in nächster Zeit den „Hamlet“ in deutscher Sprache, später andere englische Stücke in englischer Sprache zur Aufführung bringen. —

— Im Wiener deutschen Volks-Theater hat das fünfsaktige Schauspiel „Die Brüder von St. Bernhard“ von Anton D'hoorn großen Erfolg gehabt. —

— Ein Land, in dem Honig fließt, scheint das westliche Aethiopien, das Grenzgebiet der Schanallah, zu sein. Ein Schweizer, der sich gegenwärtig in dieser Gegend aufhält, schreibt darüber: „Das Land ist voll von Honig wilder Bienen. Ueberall hängen an den Bäumen Honigtöpfe, wo sich die Bienen einnisten. . . für zwei Patronen von dem französischen Gras-Gewehr bekommt man sechs Liter Honig.“ —

— o. Was hat die Entdeckung Amerikas gekostet? Diese Frage beantwortet eine italienische Zeitschrift nach den Dokumenten, die sich im Archiv der Stadt Genua befinden. Christoph Columbus bezog ein Gehalt von 1600 Lire jährlich; die beiden ihn begleitenden Kapitäne erhielten je 900 Lire. Der Sold der Mannschaft betrug 12 $\frac{1}{2}$ Lire monatlich für den einzelnen. Die Ausrüstungskosten der Flottille beliefen sich auf 14 000 Lire. Die Ausgaben für die Expedition, auf der Amerika entdeckt wurde, überschritten im ganzen nicht 36 000 Lire. —

— Aus der Schule erzählt man der „Täglichen Rundschau“: Bei Behandlung der Geschichte von Joseph, der von seinen Brüdern verkauft worden war, stellt der Lehrer die Frage: „Was wird der Vater gedacht haben, als er den blutbefleckten Rock seines Sohnes sah?“ Darauf erfolgt im schönen schlesischen Dialekt die unerwartete Antwort: „E' is schoade um dan gutten Ruck!“ —